

Esther Slevogt

Den Kommunismus
mit der Seele suchen

Wolfgang Langhoff –
ein deutsches Künstlerleben
im 20. Jahrhundert

Kiepenheuer & Witsch



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC-N001512

2. Auflage 2011

© 2011, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln
Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Rudolf Linn, Köln

Umschlagmotiv: © Carl August Stachelscheid /
Sammlung der Mahn- und Gedenkstätte Düsseldorf

Autorenfoto: © Thomas Aurin

Gesetzt aus der Berkeley

Satz: Fotosatz Amann, Aichstetten

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-462-04079-1

Vorwort

Eine Lebensgeschichte als Jahrhundertroman. Dieses Buch erzählt die Geschichte eines Mannes, der mit dem Anspruch auszog, Deutschland und das deutsche Theater zu retten, und in den mörderischen Sog der Ideologien geriet. Der sein eigenes Schicksal und auch seine Kunst einer großen Sache unterordnen wollte. Und der Partei, die aus seiner Sicht für die große Sache des Kommunismus stand.

Es ist auch die Geschichte eines Mannes, der als einer der Ersten in einem deutschen Konzentrationslager erfuhr, mit welchen Mitteln und zu welchem Preis im 20. Jahrhundert die Ideologien ihre Hoheitsansprüche über Wahrheit und Menschenwürde durchsetzten. Der aber nur teilweise die richtigen Schlüsse daraus zog. Der daran glaubte, dass nach der Nazi-Katastrophe ein anderes und besseres Deutschland aufgebaut werden könnte. Und an diesem anderen Deutschland auch dann noch festhielt, als längst deutlich geworden war, dass Repression und Terror die Instrumente waren, mit denen eine gerechtere Welt errichtet werden sollte. Eine Welt, die so nicht gerechter werden konnte. Dieser Mann aber wollte den Traum davon weiterträumen, weil der Preis, den er bereits dafür gezahlt hatte, hoch gewesen war – selbst wenn sich der Traum einstweilen nur in der Kunst, in seinem Fall auf dem Theater, verwirklichen ließ.

Es ist die Geschichte des Schauspielers, Regisseurs und Theaterintendanten Wolfgang Langhoff, in dessen Biografie sich die fatale Sehnsucht des 20. Jahrhunderts, den Verlust aller Ordnung durch totalitäre Ideologien und ästhetische Theorien zu kompensieren, exemplarisch verdichtet. Ebenso wie die Geschichte der Deutschen an sich, deren Zerrissenheit ihre Spur bis in die Gegenwart zieht. Wolfgang Langhoff, der nicht nur ein bedeutender Künstler, sondern auch ein überzeugter Kommunist war und der sich nach 1945 daran machte, die von den Nationalsozialisten missbrauchte deutsche Kultur vom Schmutz ihres Missbrauchs zu reinigen, den Klassikern den Muff auszutreiben, indem er Goethe und Schiller mit Karl Marx zu lesen begann.

Von Wolfgang Langhoff stammt auch eines der ersten Bücher, die je über die deutschen Konzentrationslager erschienen sind, deren Schrecken er am eigenen Leibe erfahren hatte: der in der Schweizer Emigration erschienene KZ-Bericht »Die Moorsoldaten«. Ein internationaler Bestseller des Jahres 1935, durch den zum ersten Mal breite Schichten im In- und Ausland vom Terror erfuhren, der nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten in Deutschland eingezogen war. Langhoff, der trotzdem unmittelbar nach Kriegsende nach Deutschland zurückkehrte, weil er dieses Land nicht verloren geben wollte: zunächst in das britisch besetzte Düsseldorf, wo er 1933 verhaftet und ins KZ gebracht worden war und 1945 nun erster Generalintendant der *Städtischen Bühnen* wurde.

Im Herbst 1946 holte ihn die sowjetische Militäradministration in den Ostsektor Berlins, wo er als Intendant des *Deutschen Theaters* zur kulturpolitischen Integrationsfigur für die rückkehrenden Emigranten wurde. Denn für die sowjetische Militäradministration war es eine Prestigefrage, besonders die prominenten Westemigranten unter den Künstlern zur Rückkehr in den von ihnen besetzten Teil Deutschlands zu bewegen. So wollten sie ihren Führungsanspruch als Siegermacht im Quartett der Alliierten moralisch untermauern.

Wolfgang Langhoff gelang es, unter anderem Bertolt Brecht und den Komponisten Paul Dessau nach Ostberlin zu holen. Beiden folgte dann Hanns Eisler nach. An Langhoffs *Deutschem Theater* gründeten Bertolt Brecht und seine Frau Helene Weigel 1949 das

Berliner Ensemble, Jahre bevor sie ihr eigenes Theater hatten. Später zog Langhoff junge Autoren wie Heinar Kipphardt und Peter Hacks an sein Haus, das er als Werkstatt für ein neues und besseres Deutschland begriff. Wolfgang Langhoff gehörte zur Gründungsgeneration der DDR, in der er dieses bessere Deutschland so gerne erkennen und gestalten wollte. Am Tag der Staatsgründung saß er mit Wilhelm Pieck, Walter Ulbricht und Otto Grotewohl auf der Ehrentribüne Unter den Linden, nahe der Ruine des Hohenzollernschlosses, das als Symbol des alten, fehlgeleiteten Deutschland wenige Monate darauf abgerissen werden sollte. Seine beiden im Schweizer Exil zur Welt gekommenen Söhne Thomas und Matthias tobten zwischen den Bänken, während die Parade der Massenorganisationen des neuen Staates an ihnen vorüberzog.

Wolfgang Langhoff war Abgeordneter der ersten Volkskammer und wäre gerne erster DDR-Kulturminister geworden. Doch dazu kam es nicht. Bereits kurz nach der Gründung des zweiten deutschen Staats geriet er in die Mühlen stalinistischer Säuberungen: 1950, als auch in der Bundesrepublik im Zuge des beginnenden Kalten Krieges die Paranoia wuchs und der sogenannte Adenauererlass alle Kommunisten aus öffentlichen Ämtern entfernte, darunter viele Düsseldorfer Freunde, Weggenossen und einstige KZ-Gefährten von Wolfgang Langhoff, die 1945 im Rheinland zunächst als politisch Unbelastete in hohe Ämter gelangt waren. Das bessere Deutschland, auf das er hoffte, wurde nicht gut.

Am Anfang des fatalen 20. Jahrhunderts geboren, wuchs Wolfgang Langhoff in einer Welt auf, deren Ordnungen zerfielen. Er war an der Schwelle des Teenageralters, als der Erste Weltkrieg ausbrach, in dessen Folge in Russland, Österreich und Deutschland nicht nur drei mächtige Kaiserreiche untergingen. Früh griff der aus bildungsbürgerlichem Milieu stammende Wolfgang Langhoff nach den Strohhalmen, die in diesen Jahren noch Halt und Orientierung versprachen. Griff nach den beiden dominierenden Ordnungsmächten seiner Zeit: der Ideologie und der Kunst. Mit knapp achtzehn Jahren schloss er sich zunächst einem Freikorps an, wurde damit Mitglied eines jener militärischen Freiwilligenverbände, die

1919, nach dem verlorenen Weltkrieg und der Oktoberrevolution in Russland, gegen die Bolschewisten und für den Erhalt der alten europäischen Ordnung kämpften und später, in der Weimarer Republik, mit Terror und Fememorden die junge deutsche Demokratie bekämpften. Aber da hatte Langhoff bereits die Seiten gewechselt.

Anfang der Zwanzigerjahre war er Schauspieler geworden, weil die darstellende Kunst dem attraktiven jungen Mann offenbar mehr versprach als das Militär. Denn der Künstler, speziell der Theaterkünstler – das war eine wesentliche Figur, die sich in den Jahren um den Ersten Weltkrieg aus dem allgemeinen Zerfall erhob: als Prophet anderer Ordnungen, der den frühbürgerlichen Vorstellungen vom Theater als moralischer Anstalt ganz neue Dimensionen abgewann. Denn jetzt wurden ästhetische Theorien zu Heilslehren, zu Rezepten zur Errettung der Welt. Zumindest glaubten viele Theaterkünstler daran, dass sich in den palastartigen Gehäusen, die sich seit dem Ende des 19. Jahrhunderts in den Stadtzentren erhoben, eine bessere Zukunft gestalten ließ. Dass die flüchtige Kunst, der sie sich verschrieben hatten, tatsächlich so etwas wie das Laboratorium für eine neue Ordnung der Welt sein könnte. Dieser Glaube machte die Theaterkünstler in besonderem Maße anfällig für die Ideologien, die in jenen Jahren mit Konzepten für Erlösung und eine neu zu ordnende Welt handelten.

Wolfgang Langhoff wurde Kommunist und die Kommunistische Partei für ihn schließlich zur Ordnungsmacht schlechthin. Wie viele Zeitgenossen ging er mit dieser Partei eine lebenslange, fast religiöse Bindung ein. Eine Bindung, die durch seine KZ-Haft, während der das kommunistische Kollektiv ihm physisch und psychisch zu überleben half, eine weitere, existenzielle Dimension bekam.

Das ideologische Geröll des Kalten Krieges hat Wolfgang Langhoff am Ende unter sich begraben, das Scheitern des Kommunismus einstweilen den Blick auf Figuren wie ihn verstellt. Ein wesentlicher Teil der Arbeit an dieser Lebensgeschichte bestand deshalb darin, sie vom Giftschlamm der Ideologien zu reinigen, die Reste alter Farben ebenso freizulegen wie die Widersprüche und Brüche dieses

Lebens, die schon Langhoff selbst nicht ertrug und seine Biografie daher konsequent begründet hat. Weil auch die Zeit, in der er lebte, Widersprüche nicht geduldet hat. Denn es drängte diese Zeit so sehr nach Klarheit und Ordnung, dass den Zeitgenossen am Ende jedes Mittel recht erschien, diese Ordnung herzustellen.

Aus den Brüchen und Widersprüchen des Lebens von Wolfgang Langhoff ergibt sich schließlich ein gesamtdeutsches Bild. Es ist das Bild eines Mannes, der den Westdeutschen als Kommunist zu östlich und den Ostdeutschen als Westemigrant und kommunistischer Patriot zu westlich war. Der den Glauben an die Unteilbarkeit der deutschen Kultur auch im Kalten Krieg nicht aufgeben mochte und dessen Arbeit bis heute in wesentlichen Teilen unverstanden geblieben ist.

Der Riss, der dieses Land noch immer teilt, geht mitten durch dieses Leben hindurch. Ein Leben, an dem letztlich auch deutlich wird, wie sich die beiden finsternen deutschen Nachkriegsrepubliken in ihrem repressiven Verhalten gegenüber Andersdenkenden sehr lange gegenseitig stabilisierten. Und zu den Ironien dieser Geschichte gehört auch, dass diese Andersdenkenden auf beiden Seiten des Eisernen Vorhangs hauptsächlich deutsche Kommunisten waren. Dass es in der DDR wie in der Bundesrepublik meist Kommunisten waren, die zwischen den Fronten des Kalten Krieges aufgerieben wurden.

Mit Wolfgang Langhoff ist deshalb nicht zuletzt auch eine Schlüsselfigur zum Verständnis der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts zu entdecken. Ein Verständnis, das nicht möglich ist ohne die Einbeziehung der komplexen Geschichte der deutschen Kommunisten, die zweimal nach dem Untergang eines deutschen Staates ihre eigenen Schlüsse aus der vorangegangenen Katastrophe zogen: 1918 aus der des untergegangenen Kaiserreichs, 1945 aus der Katastrophe, die Nazideutschland hinterließ. Am Beispiel dieses Lebens wird aber auch anschaulich, wie gering der Spielraum des Einzelnen im Sog der historischen und ideologischen Kräfte manchmal war. In welchem Maße und wie schnell nach 1945 der Eisernen Vorhang mehr als eine Metapher wurde und ein Überleben im Kalten

Krieg nur dann noch möglich war, wenn man sich klar für die eine oder andere Seite entschied.

Wolfgang Langhoff hat dies in seiner ganzen Tragweite erst begriffen, als es zu spät war. Er, der immer das Richtige tun wollte und es doch keinem recht machen konnte. Nicht im Osten und erst recht nicht im Westen, der für ihn ohnehin nie eine Option war. Weil dort nach 1950 wieder viele Vertreter der alten Nazieliten an die Macht zurückgekehrt waren, mit denen für einen mit der Biografie Wolfgang Langhoffs ein anderes Deutschland undenkbar war.

So hat er sich mit der DDR immer wieder arrangiert, seine exemplarische Biografie in den Dienst dieses Staates und seiner Machthaber gestellt.

Diese Biografie hatte sich im Laufe seines Lebens unter dem Druck der Verhältnisse zunehmend verfremdet, wurde begradigt und ideologisiert: zunächst unter dem Druck der Gestapo-Verhöre, dann dem der Schweizer Fremdenpolizei in der Emigration, wo er sich alle sechs Monate melden musste, immer von der Ausweisung nach Nazideutschland bedroht; im Zuge der konspirativen Untergrundarbeit für die Kommunistische Partei im Exil und in der DDR schließlich unter dem Druck der Furcht, Opfer stalinistischer Säuberungen zu werden. Auch die jahrelange Kritik seiner Partei hat Wolfgang Langhoffs Selbstgewissheit nachhaltig unterwandert – die Partei, der er lange auch eine Deutungshoheit über das eigene Leben zugestanden hat, und deren Vorstellungen, was ein richtiges Leben sei, er immer wieder zu entsprechen versuchte.

Ganz bei sich war Wolfgang Langhoff nur in der Kunst und musste am Ende seines Lebens schmerzlich erkennen, dass die Sprache der Kunst und die Sprache der Ideologie niemals dieselbe sein können.

Als die Widersprüche für ihn in den Fünfzigerjahren immer unerträglicher wurden, pachtete Wolfgang Langhoff ein Sommerhaus am See, im Städtchen Teupitz am Rande des Spreewalds, etwa fünfzig Kilometer südlich von Berlin. Es liegt tief in einem Wald verborgen, der sich erst zum See hin lichtet, zu dem das riesige Grund-

stück steil abfällt und von einem Bootssteg aufgefangen wird. Hier, im Fachwerkhaus mit Blick weit über den großen See hinaus, seine Inseln und schilfbewachsenen Uferböschungen, fühlt er sich abgeschirmt vom totalitären Zugriff des Staates, fällt der Funktionär und Staatskünstler von ihm ab. Hier ist er das, was er glaubt, im normalen Leben nicht sein zu dürfen: ein Privatmann, der sich nicht um die Rettung der Welt und des Theaters, sondern nur noch um sich selbst, seine Familie und Freunde kümmern darf. Langhoff, der als Jugendlicher zur See gefahren ist, kauft ein Boot und unternimmt lange Segeltouren mit den beiden Söhnen Thomas und Matthias auf dem Teupitzer See. Und in klaren Nächten erklärt er ihnen die Sternbilder bis zum Andromeda-Nebel, 2,5 Millionen Lichtjahre entfernt und die letzte Galaxie, die mit bloßem Auge überhaupt noch erkennbar ist.

Auch andere Künstler und Wissenschaftler in der DDR bewohnten Ferienhäuser am See, Bertolt Brecht in Bukow oder Paul Dessau in Zeuthen. Hedda Zinner und Fritz Erpenbeck bei Bad Saarow. Und heute, wenn man mit dem Abstand von mehr als einem halben Jahrhundert auf sie blickt, kommt einem der kommunistische Adel der DDR manchmal wie die märkischen Aristokraten vor, die Theodor Fontane in seinen Romanen beschrieben hat. Denn wie Fontanes märkische Adelige auf ihren Gütern saß auch die DDR-Elite immer welt- und wirklichkeitsabgewandter auf ihren Seegrundstücken. Während sich Fontanes Aristokraten an ihre untergehende altpreußische Welt klammerten, hielt die DDR-Aristokratie an der Idee eines besseren Deutschland fest. Beides waren Traumbilder, die mit der Gegenwart um sie herum immer weniger zu tun hatte. In der DDR war dieses Traumbild vom Stalinismus und der absurden Situation, dass man ein neues Deutschland mit den alten Deutschen hatte aufbauen wollen, längst verschlungen worden.

Seit 1955 war also ein Ort für Wolfgang Langhoff zum Fluchtpunkt geworden, dessen melancholische und gegenwartsferne Schönheit fast ein Jahrhundert zuvor schon Fontane faszinierte. Denn lange vor Wolfgang Langhoff war Theodor Fontane in Teupitz gewesen: als er für seine literarischen Reportagen »Wanderungen

durch die Mark Brandenburg« die alte märkische Welt mit ihren weltflüchtigen Aristokraten, einer verarmten Bevölkerung inmitten einer geschichtsträchtigen Landschaft von karger, melancholischer Schönheit bereiste, in die sich langsam schon der wachsende Moloch Berlin, die Industrialisierung und der Geist des Wilhelminischen Kaiserreichs zu fressen begannen. Eine Welt also, die im Zuge der Bismarck'schen Politik bereits im Versinken begriffen war.

»Ein Gefühl beschleicht mich wieder, stärker noch als zuvor, als ruhe hier etwas, das sprechen wolle, – ein Geheimnis, eine Geschichte«, beendet Theodor Fontane sein Teupitz-Kapitel in den »Wanderungen durch die Mark Brandenburg«. »Ich ziehe die Ruder ein, und horche. Die Wellen klatschen an den Kiel und der Wind biegt das Rohr knisternd nieder. Sonst alles stumm. Die Wolken sinken immer tiefer; [...] und hinter der grauen Wand, die der niederfallende Regen nach allen Seiten hin aufrichtet, verschwindet die Landschaft, Stadt und Schloss. So sah ich den Teupitzsee zuletzt und ich habe Sehnsucht, ihn wiederzusehn. Ist es seine Schönheit allein, oder zieht mich der Zauber, den das Schweigen hat? Jenes Schweigen, das etwas verschweigt?«

Teil I Berlin – Freiburg –
Hamburg – Königsberg – Wiesbaden –
Düsseldorf

I »Geburtsort: Charlotten- burg« (Reisepass Deutsches Reich) 1901–1916

Wolfgang Langhoffs Lebensgeschichte beginnt im boomenden Kaiserreich der letzten Jahrhundertwende. Am 6. Oktober 1901 wurde er in Charlottenburg geboren, damals noch eine selbstständige Stadt westlich von Berlin. Erst 1920 wird Charlottenburg mit den umliegenden Gemeinden zu Groß-Berlin zusammengefasst. Wolfgang ist das zweitgeborene Kind. Schwester Lotte wurde 1899 geboren. Seine Eltern Martha und Gustav Langhoff wohnen in der Uhlandstraße, einer Seitenstraße des Kurfürstendamms, im Hinterhaus, das im vornehmen Charlottenburg Gartenhaus heißt. Das Haus Nummer 171–172, das noch heute steht, ist ein palastartiger Bau, der nach vorne zur Straße mit vier mächtigen Säulen prunkt. Aus den Fenstern der Langhoff'schen Wohnung im dritten Stock blickt man auf die Gartenhäuser der Fasanenstraße.

In den Vorderhäusern wohnt um 1900 der Geldadel des Kaiserreichs, die Emporgekommenen und Hochhinauswollenden. Der ehemalige Reitweg der brandenburgischen Kurfürsten und preußischen Könige in den Grunewald wird seit ein paar Jahren nach Pariser Vorbild zur Prachtstraße für das neue wilhelminische Großbürgertum ausgebaut. Jede Etage seiner Wohnpaläste ist mit zehn bis vierzehn Zimmern ein komplettes Schloss für sich: mit Säulen, Simsen, Balkonen und Balustraden, prunkvollen Repräsentationsräumen nach vorne und Verschlagen für die Dienstboten im hinteren Teil, die vom Hof aus in den Wirtschaftstrakt der Wohnung gelangen.

Zum Gegenstück des Kurfürstendamms wird fünfzig Jahre später die Stalinallee mit ihren Wohnpalästen für Arbeiter werden – jene Straße also, über die im Frühjahr 1945 die Panzer der Roten Armee in die Stadt gerollt waren und mit deren Aufbau nach Moskauer Vorbild Josef Stalin den Ostdeutschen einen Vorgeschmack auf das kommende Reich des Sozialismus in Deutschland geben wollte. Die monumentale Zuckerbäcker-Pracht der zu Stalins 70. Geburtstag am 21. Dezember 1949 in Stalin-Allee umbenannten Großen Frankfurter Straße würde Anfang der Fünfzigerjahre ebenso surreal die abgeräumten Ruinenfelder der zerstörten Stadt überragen wie jetzt, am Anfang dieses fatalen 20. Jahrhunderts, die pompösen Bürgerpaläste die Äcker von Wilmersdorf.

Denn im Jahr von Wolfgang Langhoffs Geburt ist der Kurfürstendamm eine Straße im Werden. Seine Bebauung ist längst nicht abgeschlossen und endet um 1901 etwa dort, wo die Langhoffs leben. Die historisierenden Wohnpaläste mit ihren überladenen Fassaden grenzen hier unvermittelt an die Felder der Wilmersdorfer Bauern, zu denen sie einen beinahe unwirklichen Kontrast bilden. Erst zwei Kilometer weiter, oben am Halensee, stehen wieder Häuser. Dazwischen liegen nicht nur Felder, sondern auch märkisches Dünenland.

Die Langhoffs stammten ursprünglich aus der Ostprignitz, wo sie in Schmarsow bei Putlitz über viele Generationen ein eigenes Gut bewirtschaftet hatten. Mit dem Gutsbesitz war auch der Titel des Freischulzen verbunden, in dem stets der Stolz des von allen grundherrschaftlichen Lasten befreiten und freien Familienoberhauptes mitschwang. Der Letzte, der dieses Leben lebt, ist Wolfgang Langhoffs Urgroßvater Martin Langhoff. Seine Söhne würden einen Großteil ihres Lebens bereits in der Stadt Wittstock verbringen.

In den Neunzigerjahren des 19. Jahrhunderts waren die Langhoffs dann vom Sog der wachsenden Metropole angezogen worden, die nach der Reichsgründung von 1871, dem Geburtsjahr von Wolfgang Langhoffs Vater, in kurzer Zeit von einer provinziellen Residenzstadt zur europäischen Großstadt aufgestiegen war.

In den Adressbüchern von Berlin und Umgebung taucht die Familie zuerst 1897 auf. Wolfgang Langhoffs Großvater Otto Lang-

hoff, der zweitgeborene Sohn des Freischulzen Martin Langhoff, ist in der Berliner Prenzlauer Allee als Landwirt eingetragen. Zuvor war er Halter der Postkutschenstation in Wittstock gewesen. Doch als das Zeitalter der Postkutschen mit Wittstocks Anschluss ans Eisenbahnnetz zu Ende gegangen war, musste er die ökonomischen Grundlagen seiner Existenz neu organisieren. Auch in Berlin bleibt die traditionsreiche Landwirtschaftsfamilie Langhoff in der Branche, handelt mit Heu und Pferdefutter.

Der Fouragehandel ist um 1900 ein einträgliches Geschäft. Noch ist in der Stadt das Pferd unverzichtbar für Transport und Individualverkehr, Armee, Polizei und Post. Das Stadtbild der wilhelminischen Metropole ist geprägt von Pferdeomnibussen, den Pferdewagen der Milch- oder Postkutscher, von Militärparaden oder den aristokratischen Reitern im Tiergarten, weshalb das Pferdefutter trotz rasend voranschreitender Industrialisierung immer noch der wesentliche Treibstoff der Jahrhundertwende ist.

1898 führt Otto Langhoff bereits einen Großhandel für Stroh und Heu in der Moabiter Jagowstraße. 1901 schließlich lässt er sich mit einer »Dampfhäckselschneiderei und Großhandlung für Landesprodukte« am Weddinger Vinetaplatz nieder. Anfangs arbeitet auch sein Sohn Gustav, der Vater Wolfgang Langhoffs, noch im Familienbetrieb mit. Doch als er 1898 heiratet, scheidet er aus dem Familienbetrieb aus.

Wolfgang Langhoffs Mutter Martha, geborene Kükenthal, ein knappes Jahr älter als Gustav, ist eine gebildete, kunstinteressierte Frau. 1870 wurde sie in Weißenfels an der Saale als jüngstes Kind des königlich preußischen Landvermessers und Steuerinspektors August Karl Adelbert Kükenthal geboren, der durch Beteiligung an einem Braunkohlewerk reich geworden war und seinen Söhnen Willy und Georg eine exzellente akademische Ausbildung, seinen Töchtern Cora und Martha eine gute Erziehung und eine großzügige Mitgift ermöglicht hatte.

Für Gustav Langhoff, den Posthaltersohn aus Wittstock an der Dosse, der selbst nur eine kaufmännische Ausbildung vorzuweisen hat, folgt seiner Eheschließung mit Martha Kükenthal recht unmittelbar die Ablösung aus dem väterlichen Milieu. Ab 1899 steht er



Familienbild 1911: Schwester Lotte, Vater Gustav, Wolfgang Langhoff, Mutter Martha, Bruder Joachim, Großmutter Betty Langhoff, Bruder Bernd, Bruder Joachim

als Leiter der Berliner Vertretung der Firma *Mez Vater & Söhne* im Adressbuch, einer traditionsreichen badischen Seidenfabrik.

Als Otto Langhoff im Jahr 1903 mit 65 Jahren in Berlin stirbt, sein Enkel Wolfgang ist knapp zwei Jahre alt, bringen die Söhne ihn nach Wittstock zurück und begraben Otto Langhoff in Prignitzer Erde. Und während der ältere Sohn Erich die Langhoff'sche Dampf-häckselschneiderei samt Fouragehandel in Berlin übernimmt, zieht Gustav Langhoff mit seiner Frau und den beiden Kindern Lotte und Wolfgang nach Freiburg, wo sich die Unternehmenszentrale der Firma *Mez Vater & Söhne* befindet.

Die Firma, deren Ursprünge in das Jahr 1768 zurückgehen und wo Gustav Langhoff 1903 nun den Posten eines Vertriebsdirektors übernimmt, hat für die Region Freiburg eine ähnlich identifikationsstiftende Bedeutung wie die Firmen *Siemens*, *AEG* und *Borsig* für Berlin oder *Krupp* für Essen. Im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts hatte sich die Seidenfabrik zu einem expandierenden,

europaweit operierenden Unternehmen entwickelt. Industriegeschichte schrieb die Firma *Mez* im 19. Jahrhundert nicht nur mit der Einführung von Nähseide in Deutschland oder neuen Technologien bei der Färbung und Verarbeitung des Seidenrohstoffes. Besonders die Unternehmenspolitik von Carl Mez, dem Enkel des Firmengründers, der zwischen 1832 und 1877 an der Unternehmensspitze stand, war revolutionär.

Denn anders als andere Industrielle seiner Zeit, die ihre Arbeiter rund um ihre Produktionsstätten ansiedelten, hielt der Liberale Carl Mez wenig von der Zusammenballung von Arbeitermassen in den Städten. Dadurch sah er eine Klasse »von gefährdetem und gefährlichem Proletariat« in den Elendsquartieren heranwachsen, die aus seiner Sicht nicht nur die soziale Ordnung, sondern durch ihre Verelendung auch die christlichen Grundlagen des Abendlandes erschüttern würden. Deshalb eröffnete Mez gezielt Betriebe in Gegenden mit einer verarmten Landbevölkerung, auch ausdrücklich mit Blick auf die Moral seiner Arbeiterinnen, die in der Fremde nicht auf Abwege geraten sollten.

Der gläubige Protestant, der 1848 auch Abgeordneter der ersten deutschen Nationalversammlung in der Frankfurter Paulskirche gewesen war, etablierte in seinem Unternehmen geradezu revolutionäre soziale Einrichtungen wie Arbeiterwohnhäuser und genossenschaftlich organisierte Ortsbäckereien und Waschanstalten. Mez führte eine Art betriebliche Rentenversicherung ein, die Übernahme von fünfzig Prozent der Krankenhauskosten seiner Arbeiter durch die Fabrik und experimentierte mit frühen Formen von Betriebsbeteiligung am Firmenkapital.

Der Geist des 1877 verstorbenen protestantischen Ethikers, Sozialrevolutionärs und Firmenpatriarchen in Personalunion bestimmte auch noch dreißig Jahre nach dessen Tod das Unternehmensklima und muss den philanthropischen und zartsozialistischen Neigungen Gustav Langhoffs sehr entgegengekommen sein. Vor allem war es den Verhältnissen im Moloch Berlin, dem Elend seiner Mietskasernen und Arbeiterquartiere um 1900, diametral entgegengesetzt – einem Elend, das ein Produkt der Landflucht war, die von der Industriekonzentration in Berlin ausgelöst worden war.

Dennoch ist es zunächst nicht leicht für Gustav Langhoff und seine Familie, sich in Freiburg einzuleben. In der beschaulichen wie traditionsbewussten Universitätsstadt im Großherzogtum Baden gilt er als »Preiß«, wie er zwanzig Jahre später in einem kleinen feuilletonistischen Freiburg-Büchlein »Im Schatten des Schwarzwaldes« schreiben wird. Aber da ist er schon längst fest verwachsen mit der mittelalterlichen, von den Türmen des Münsters überragten Stadt, inmitten einer satten, paradiesischen Natur, die mit ihren Wäldern, Seen und Bergen so anders als die wüste Kargheit der Prignitzer Landschaft seiner Kindheit und Jugend ist.

»Ihr seid im schönsten Lande Deutschlands!«, wird Gustav Langhoff 1922 im romantischen Überschwang über diese Wahlheimat schreiben, die in seinen Schilderungen vom Ersten Weltkrieg und den bald sich ankündigenden politischen Verheerungen nur wie von dunklen Wolken gestreift wird und an der er den Blick ins Offene liebt: »Ihr seid am Rhein, der da drüben schimmert! Ihr seid – an den Grenzen eures Vaterlands!«

Grenzen, die den Zeitgenossen spätestens mit dem Ende des Ersten Weltkrieges eher traumatische Erfahrungen bescheren würden und deren Offenheit sich als Illusion erweisen sollte. Zwölf Jahre nachdem Gustav Langhoff seinen Jubelruf ans Offene zu Papier gebracht hat, wird sein Sohn Wolfgang im Sommer 1934 nach durchlittener KZ-Haft genau diese Grenze als Verfolgter des besungenen Vaterlandes illegal Richtung Schweiz überqueren und von der anderen Seite fast weitere zwölf Jahre über die gleiche Grenze immer wieder zum Schwarzwald herüberblicken, den man bei klarer Sicht von den Schweizer Bergen aus sehen kann.

Im gleichen romantisch-idealistischen Ton wie Vater Gustav wird Sohn Wolfgang dann seinen KZ-Bericht »Die Moorsoldaten« verfassen. Darin wird er die Brutalität der Nazis mit dem gleichen naiven Staunen beschreiben, mit dem schon der Vater die langsame Zerstörung der Natur des Schwarzwaldes, die Abholzung jahrhundertalter Bäume in den Bühler Höhen und am Titisee und das Auftauchen der ersten Autos im Schwarzwald protokolliert hat, deren Motorengeräusche die idyllische Stille der Wälder, Seen und Täler plötzlich erschütterten.



Die »Schwarzwald-Feuilletons« von Gustav Langhoff,
erschienen 1922

In Freiburg bewohnt die Familie nun ein großes Haus in Gundelfingen, damals noch ein Vorort im Norden, in dessen weitläufigem Garten sich Martha und Gustav Langhoff einmal in repräsentativem Bürgerstaat fotografieren lassen, die stattliche Villa im Hintergrund. 1905 kommt Bruder Joachim zur Welt, 1907, im Jahr von Wolfgang Langhoffs Einschulung in eine Knabenbürgerschule, wird der jüngste Langhoff-Sohn Bernd geboren.

Das wenige, das sich aus diesen Jahren rekonstruieren lässt, muss man aus Gustav Langhoffs Schwarzwaldbüchlein filtern, wo von Wanderungen durch den Schwarzwald oder Skiausflügen mit den Söhnen zum Feldberg die Rede ist. Schwester Lotte scheint von den sportlichen Aktivitäten, die sich für Mädchen jener Jahre wohl nicht schickten, ausgeschlossen gewesen zu sein. Familienerzählungen berichten von Wolfgangs jugendlichem Überschwang, mit dem er im Wald Schiller, Hölderlin und deutsche Balladen rezitiert. Auch von Besuchen im Freiburger Theater kann man in Gustav Langhoffs Schwarzwaldbuch lesen, das in jenen Jahren als das reichste Stadttheater des Kaiserreichs auch überregionalen Ruf besitzt. Seit 1910

residierte es in einem prunkvollen Neubau mit 1200 Sitzplätzen – nicht auszuschließen, dass erste Theaterneigungen des jungen Wolfgang hier entfacht worden sind.

Möglich auch, dass die engen Beziehungen der Familie zu einem Bruder der Mutter, zu Georg Kükenthal in Coburg, eine Rolle spielen, der durch seinen Schwiegervater, den in jener Zeit sehr bedeutenden Bühnenmaler Friedrich Lütkemeier, in der Theaterwelt von damals verkehrt.

Es ist eine Zeit, in der das Theater als Kultur- und Kunstform erstmals gesellschaftliche Relevanz erlangt und aus seiner schizophre- nen Nischenexistenz zwischen Jahrmarktspektakel und Fürsten- vergnügen zum wesentlichen Element einer neuen, bürgerlichen Hochkultur wird. Nicht nur in Freiburg, auch in anderen Städten entstehen seit den 1890er-Jahren zum größten Teil bürgerfinan- zierte pompöse Theaterbauten an zentralen Plätzen, die infrastru- ktuell Schlösser und Fürstensitze verdrängen – Bauten, die zu kultu- rellen Ersatz(luft)schlössern werden, in denen sich das ökonomisch erstarkte, aber politisch einflusslose Bürgertum auf den Plüsch- sesseln der Zuschauerräume in Kontemplation übt und im Foyer in großer Garderobe höfisches Leben kopiert. Die ersten Theaterstars, die das Stadttheatersystem in jener Zeit hervorbringt, künden ihm von Königreichen und Fürstentümern, die nicht von dieser Welt sind und deren Ruhm dabei eine klassenunabhängige Stellung in der Gesellschaft verspricht, die nicht mehr an konkretes Handeln, sondern an reine Repräsentation geknüpft ist. Das Gottesgnaden- tum des Fürsten findet am Ende dankbaren Ersatz im Gottesgna- dentum des Künstlers, das von keiner Staatsform mehr anfechtbar ist – des Theaterkünstlers, der sich und sein Genie keiner zivilen Ordnung mehr zwingend unterwerfen muss.

Jedenfalls heißt es, dass Wolfgang Langhoff schon früh habe Schau- spieler werden wollen, ein Wunsch, den das musische Elternhaus mit einem lachenden und einem weinenden Auge begleitet hat.

Vieles, auch Kinderfotos, die erhalten sind, spricht für eine be- hütete Kindheit. Da ist eine Fotografie, welche die vier Langhoff-

geschwister 1908 beim Fasching in weißen Kostümen mit spitzen Hüten und überdimensionierten Tüllkrägen zeigt, als Harlekin verkleidet und wie Orgelpfeifen nach Reihenfolge der Geburt sortiert: erst Lotte, dann Wolfgang, Achim und Bernd. Eine andere Fotografie zeigt einen etwa vierjährigen blonden Jungen breitbeinig im typischen Matrosenanzug auf einem Eisbärenfell oder zwischen anderen Familienmitgliedern auf ein Sofa drapiert. Schon aus diesen frühen Fotografien blitzen Wolfgang Langhoffs Augen hervor, und bereits im Blick des Vierjährigen meint man, eine zynische Melancholie, eine sonderbare Mischung aus Klarheit und Unnahbarkeit zu erkennen.

Mutter Martha schreibt Märchen für ihre Kinder und malt schwermütige Jugendstillandschaften, für die die schwarzen Wälder und Moore des Breisgaus ideale Modelle abgeben. Später wird sie depressiv werden und die Familie beim Frühstück manchmal mit Selbstmordgedanken traktieren, erzählt Hans Mattes, der 1919 in Freiburg geborene älteste Sohn von Wolfgang Langhoffs Schwester Lotte. Aber das ist möglicherweise schon eine Folge des Hirntumors, an dem sie früh sterben wird.

Vater Gustav ist ein lebenslustiger Mann, der auf Fotos, die ihn oft in hellen Sommeranzügen und weißen Schuhen zeigen, immer etwas overdressed wirkt und der neben seiner ausgesprochen positiv verlaufenen kaufmännischen Karriere nun auch gelegentlich als Literat tätig ist.

In seinem Schwarzwald-Büchlein beschreibt er, wie er einmal im St. Wilhelmer Tal auf einen Gautag der Wandervogelbewegung stößt: »Lagerfeuer, braunes Gezelte überall, denn viele der 400 Teilnehmer am Gautage hatten schon hier oben genächtigt.« Möglicherweise auch sein Sohn Wolfgang, der 1946 in seinem Lebenslauf für die Entnazifizierung, die auch Unbelastete zu durchlaufen hatten, zu Protokoll geben wird, dass er kurz vor dem Ersten Weltkrieg der Wandervogelbewegung angehört habe – also der ersten Bewegung, in der sich eine nachwachsende Jugend als Generation ideologisiert, als antibürgerliche Bewegung gegen die Erwachsenenwelt positioniert.

1901 von Berlin ausgegangen, hatte sich die Bewegung schnell



Stadttheater Freiburg, 1910

im ganzen Kaiserreich ausgebreitet – eine antimoderne Strömung, die gegen Industrialisierung und Kommerzialisierung von Lebens- und Alltagswelt einen ideologisierten Naturbegriff setzte. Man wanderte, die Lauten umgehängt, durch Wälder und Natur, propagierte einen einfachen Lebensstil und entdeckte auch die alten, längst vergessenen deutschen Volkslieder wieder, die der schlesische Arzt Hans Breuer 1908 in seiner Sammlung »Zupfgeigenhansel« herausbrachte. 1913, dem Jahr von Wolfgang Langhoffs Beitritt, gab es im ganzen Land über 25 000 Mitglieder dieser Jugendbewegung, die sich im selben Jahr national zum Wandervogel e. V. zusammenschloss.

»Wer nun manches gegen die Wandervögel auf dem Herzen hat, der soll jetzt nun mal nur Mensch mit ihnen sein und sich ihrer harmlosen Jugend freuen und auch an diese Harmlosigkeit glauben«, schreibt der freigeistige Vater Langhoff fast selbstbeschwichtigend über die neuen Freunde seines bald 13-jährigen Sohnes, deren militante Naturbegeisterung und »urgermanische Härte« gegen sich selbst, wie er an anderer Stelle schreibt, ihm offenbar nicht ganz geheuer sind. Als sei die Entwicklung des Sohnes daheim nicht ganz konfliktfrei verlaufen.

Doch nun, wo er das Treiben aus sicherer Distanz mit eigenen Augen verfolgt, fällt es ihm leicht, an die Harmlosigkeit dieser Jugendbewegung zu glauben. »Wie ihnen die Lust aus den Augen

leuchtet, frei in der Natur zu sein, abseits vom verderblichen Leben der Großstadt! Das unerklärlich Stille, das über hohen Bergen und tiefen Tälern liegt, wurde noch verstärkt durch den Klang der Reigenlieder. [...] Dieses ganze lachende Leben zog dem zuschauenden Stadtmenschen wie ein köstliches Traumbild vorüber.«

Und so wird es immer bleiben: der Vater, der staunend diesem Sohn zusieht, dessen von den Energien des neuen Jahrhunderts angetriebenes Leben stets wie ein nie ganz fassbares Traumbild an ihm vorüberzieht, während seine eigenen Träume früh ausgeträumt sind.

Es ist eine Urszene ihrer Beziehung, die Vater Langhoff hier beschreibt, während er seinem Sohn beim Gautag der Wandervögel zusieht und seine Freude hat an den »abgehärteten Gestalten, die einem für die Zukunft des Landes mehr Vertrauen einflößen als die übertrieben Mondänen beiderlei Geschlechts«, die kurz vor Kriegsausbruch auf eine offensichtlich wenig Vertrauen erweckende Zukunft verweisen. Im Jahr darauf werden viele der kaum erwachsenen Jungen als »Feldwandervögel« begeistert in den Ersten Weltkrieg ziehen. »Die Vöglein im Walde / Die sangen so wunder- wunderschön«, werden sie marschierend singen. »In der Heimat, in der Heimat / Da gibt's ein Wiederseh'n!«

Der Ausbruch des Krieges setzt 1914 auch dem saturierten bürgerlichen Leben der Langhoffs ein Ende. Nicht nur, dass plötzlich Soldaten in der Schwarzwaldidylle Gustav Langhoffs auftauchen und er die Autos, die er stets als Zeichen der Zivilisation verabscheute, erst dann als Teil eines intakten Bildes wahrzunehmen beginnt, als alle Automobile kriegsbedingt bereits eingezogen sind und ihm die autolose Stille der Ausflugsgebiete plötzlich bedrohlich erscheint. Auch wirtschaftlich gerät die Familie in die Krise. Denn der Vater, wiewohl Pazifist, versucht am Krieg zu verdienen und verspekuliert sich.

Das Kaiserreich hatte bei Kriegsbeginn einige Hoffnungen in den Bau einer Zeppelinflotte gesetzt, die zum Transport von Bomben eingesetzt werden sollte. Seile und Oberflächenbeschichtung der Aluminiumhaut der Zeppeline sollten aus Seide sein, ein Auftrag,

den *Mez* in Freiburg erhielt. Gustav Langhoff investiert auf der Basis seines Insiderwissens und in Erwartung steigender Kurse Geld in Aluminium, den Baustoff der Zeppeline. Doch die Produktion des Zeppelins kommt nicht im geplanten Umfang zustande, der Kriegsverlauf entwickelt sich für Deutschland schnell äußerst ungünstig, und Vater Langhoffs Versuche, ein Kapitalist zu werden, enden mit einer Pleite.

Auch die Firma *Mez* gerät in Schieflage. Zur Finanzierung der Rohstoffe für den Großauftrag, die teuer in China eingekauft werden mussten, nahm sie Kredite in der Schweiz auf und beißt nun auf beidem, den Rohstoffen und den Krediten, sitzen. Möglicherweise verliert Gustav Langhoff durch den Krieg, der die Vertriebswege zu den *Mez*-Handelsvertretungen in Paris, Prag, Budapest und Wien abschneidet, auch seine Position als Vertriebsdirektor.

Als der Krieg ausbricht, ist Wolfgang Langhoff an der Schwelle zum Teenageralter. Die Welt, in der er aufgewachsen ist, bröckelt, bevor er erwachsen ist. Der Vater ist Pazifist und steht dem Krieg, der seine Existenz ruiniert, hilflos gegenüber, was dem Sohn die passive Haltung des Vaters kaum einleuchtend erscheinen lässt. Indifferenz wird der Sohn nie mögen. Sein Leben lang wird er der Meinung sein, dass es notwendig ist, Position zu beziehen, Partei zu ergreifen, für das zu kämpfen, woran man glaubt.

Nun ist es Krieg, und Wolfgang Langhoff sitzt in der Schule fest. Doch Schule und Bildung, das scheint auf einmal kein plausibler Weg mehr zu sein für einen, den es zum Handeln drängt. Im Winter 1916 bricht Wolfgang Langhoff die Schule ab, ein paar Monate vor der Mittleren Reife. »30.1.1917 abgemeldet von Blasiusstraße nach Finkenwerder«, sagt das Freiburger Melderegister. Wolfgang Langhoff ist seit vier Monaten 15 Jahre alt.

2 »Kunstfach I: jugendlicher Held und Liebhaber (nordisch)« (Preu- ßisches Staatstheater Wiesbaden) 1917–1924

Finkenwerder ist eine Insel am Südufer der Unterelbe am Rand des Hamburger Hafens, auf der es damals eine bekannte deutsche Seemannsschule gibt. Was will der begeisterte junge Bergsteiger und Skifahrer, das Landei Wolfgang Langhoff dort? Ist es die Abenteuerlust? Inspirierten ihn seine beiden weit gereisten Onkel, die Brüder seiner Mutter? Georg Kükenthal, der Theologe, hochberühmte Botaniker und enge Freund seines Vaters, der 1913 auf Einladung des russischen Zaren zu einer Expedition nach Turkestan aufgebrochen war? Oder der noch berühmtere Walforscher und Zoologe Willy Kükenthal, ältester Bruder seiner Mutter, der schon am Ende des 19. Jahrhunderts Expeditionen in die Arktis unternommen hatte, wo bei Spitzbergen sogar eine kleine Insel nach ihm benannt worden war, »Kükenthalvoya«. Der am Lehrstuhl Charles Darwins in Cambridge gelehrt und dessen Forschungsreisen ihn bis nach Malaysia und zu den Molukken-Inseln geführt hatten? Oder waren es doch die Bücher, die er in seinem bildungsbürgerlich orientierten Elternhaus gelesen hatte? Joseph Conrads Romane. Herman Melvilles »Moby Dick«. Oder gar Joachim Ringelnatz, der ebenfalls zur See gefahren war, bevor er Dichter wurde, und dessen Ballade vom Seemann Kuddel daddel du Langhoff ein Leben lang begeistert rezitieren wird?

Jedenfalls beginnt nun eine Zeit, die später, in Anekdoten gefro-

ren, in die heilsgeschichtliche Legende von der Kommunistwerdung eines Bürgersohns gewoben wird, der schon früh die Leinen zu seiner bürgerlichen Herkunft kappte und den bürgerlichen Familienschoß gegen das raue Meer des Lebens tauschte.

Doch es ist wohl profaner. Es ist Krieg, in den es auch den Wandervogel Wolfgang zieht, und die angesehene *Deutsche Seemannsschule Hamburg* bildet in jenen Jahren auch Nachwuchs für die Kaiserliche Marine aus. Ein Foto zeigt Wolfgang Langhoff in der Uniform eines Marine-Kadetten vor einem Segelschiff, bei dem es sich mit großer Wahrscheinlichkeit um das Übungsschiff der Seemannsschule handelt.

Doch am Ende seiner kriegsbedingt auf sechs Monate verkürzten Ausbildung im Juni 1917 wird der junge Kadett Wolfgang Langhoff nicht eingezogen. Mit 15 Jahren ist er zu jung. Erst ab einem Alter von 16 nimmt die Kriegsmarine Kadetten auf. So heuert er als Matrose an, wahrscheinlich um die Zeit zu überbrücken, bis er im Oktober 1917 das wehrfähige Alter erreichen wird. Hans Fladung, einem Freund, mit dem er Anfang der Dreißigerjahre in Düsseldorf eine Wohnung teilt, erzählt Langhoff später, er sei Küchenjunge gewesen, was Fladung angesichts von Langhoffs für Männer in jener Zeit nicht gerade geläufigem Talent auf dem Gebiet der Kochkunst keinen Moment bezweifelt. Wie es aussieht, hat Wolfgang Langhoff auf See also, statt Krieg zu führen, das Kochen gelernt.

In der zweiten Hälfte des Jahres 1917, als die Ordnung des alten Europa endgültig zerbricht, ist er auf See. Am 18. Juli begibt er sich auf der »Reiher« zum ersten Mal auf große Fahrt. Am 12. September fährt er für dreizehn Wochen auf der »Aeolus« und umrundet Kap Hoorn.

Währenddessen bricht in Russland die Oktoberrevolution aus. In Brest-Litowsk verhandelt die neue russische Regierung unter der Führung von Leo Trotzki mit Deutschland und Österreich über einen Separatfrieden, um im Innern ihre Macht stabilisieren zu können, wo seit der Revolution der Bürgerkrieg zwischen Bolschewiki und Menschewiki tobt.

Am 26. Februar heuert Langhoff noch einmal auf einem Frachter

namens »Hansa« an. Knapp drei Wochen später ist Wolfgang Langhoffs Seefahrerzeit dann schon wieder zu Ende. Krank geht er am 13. März 1918 in der nördlichsten Stadt der Welt, dem norwegischen Hammerfest, von Bord, zehn Tage nach dem Separatfrieden von Brest-Litowsk.

Vier Wochen später, es ist immer noch Krieg, meldet sich Wolfgang Langhoff wieder in Freiburg an. Er verbringt den Sommer 1918 bei seiner Familie und holt in den letzten Kriegsmonaten die Mittlere Reife nach, während im Zuge der Novemberrevolution das Kaiserreich und mit ihm auch das Großherzogtum Baden zerfällt.

Am 9. November wird auf dem Freiburger Karlsplatz die Republik Baden ausgerufen, in Karlsruhe eine vorläufige badische Volksregierung gebildet. Am gleichen Tag verkündet in Berlin Maximilian von Baden, der badische Thronfolger und Vetter des regierenden Großherzogs Friedrich II. von Baden, als letzter Kanzler des Kaiserreichs die Abdankung Wilhelms II. und übergibt sein Amt an den Sozialdemokraten Friedrich Ebert. Am 22. November ist auch die Zeit Friedrichs II. von Baden abgelaufen. Das Großherzogtum Baden gibt es nicht mehr.

Freiburg, Lazarettstadt und seit 1917 Etappenhauptort für die Westfront, ist überfüllt mit Soldaten, die von der französischen Front zurückkehren. Bald kommen deutsche Flüchtlinge aus dem benachbarten Elsass-Lothringen dazu, das bis zum 9. November 1918 Teil des Deutschen Reiches gewesen ist. Wie im gesamten Deutschen Reich bilden sich im Zuge der Novemberrevolution auch in Baden Arbeiter- und Soldatenräte. Es kommt zu Plünderungen und Übergriffen von revolutionären Soldaten, zu vereinzelt Morden an Offizieren. »Kameraden von der Front! Haltet Ruhe und Ordnung!«, lässt der Freiburger Soldatenrat überall in der Stadt plakatieren. »Euer Abtransport in die Heimat ist gesichert. Erschwert nicht die Arbeit des Soldatenrats durch Ausschreitungen! Schont das Eigentum unserer Mitbürger. Ihr wollt auch in ein unversehrtes Heim zurück. Ausschreitungen werden scharf geahndet. Plünderer werden standrechtlich erschossen!«

Auch der inzwischen 17-jährige Kadett Wolfgang Langhoff, von

den Zeitläufen um Kriegsteilnahme und Offizierslaufbahn betrogen, wird durch den Zusammenbruch von Kaiserreich und Großherzogtum Baden aus der Bahn geworfen. Der Malus, nicht gedient zu haben, radikalisiert in diesen Wochen eine ganze Generation Zuspätgekommener: eine Lost Generation, die den Zusammenbruch der alten Ordnung als ebenso existenziell bedrohlich empfindet wie das Gefühl, kaum erwachsen, schon überflüssig geworden und in ein diffuses Nichts namens Freiheit entlassen worden zu sein, das die neuen sozialdemokratischen Herren »Demokratie« nennen.

Bei Wolfgang Langhoff kommt die Situation im Elternhaus hinzu, wirtschaftliche Schwierigkeiten und Differenzen mit dem Vater, dessen antimilitaristische Haltung dem Sohn als Drückebergertum erscheint. Da fügt es sich gut, dass sich ihm Anfang des Jahres 1919 doch noch eine Möglichkeit eröffnet, Soldat zu werden.

Denn in den revolutionserschütterten Wintermonaten 1918/19 richten sich in Freiburg nicht nur Plakate des Soldatenrates an die von der Westfront zurückkehrenden Soldaten. Mit Plakaten wird in Freiburg auch für den Eintritt in militärische Freiwilligenverbände geworben: »Deutsche! Schützt die Grenzen Eures Vaterlandes gegen russische Bolschewisten. Mobile Löhnung 5 Mark täglich. Außerdem nach Überschreitung der Reichsgrenze 4 Mark tägl. Zulage. Familienunterstützung, freie Verpflegung. Bekleidung und Unterkunft. Uniformen sind mitzubringen. Es werden nur ordnungsliebende und pflichttreue Soldaten aller Waffengattungen angenommen.«

Bereits kurz nach Ausbruch der Novemberrevolution hatte die Leitung des Heeres mit sozialdemokratischem Regierungsauftrag damit begonnen, Freiwilligenabteilungen zur Niederschlagung der Aufstände und Stabilisierung der Lage im Innern zu bilden. Die Polizei bekam die Situation nicht in den Griff, und das Gros der aus dem Krieg zurückkehrenden Soldaten zeigte wenig Neigung zum Weiterkämpfen. Die sozialdemokratische Regierung der ersten deutschen Republik trug also, kaum dass sie die Macht vom Kaiserreich übernommen hatte, den Einsatz der Freikorps bei der Bekämpfung der Revolution und der Aufstände nach Gründung der Kommunis-